

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 55 (1951-1952)
Heft: 20

Artikel: Der letzte Grossvater. Teil 3
Autor: Diebold, Bernhard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der letzte Großvater

Bernhard Diebold

3

Copyright by Morgarten-Verlag Zürich

Es gab nicht viele Bücher im Hause der Weidmanns. Gärtner und Lokomotivführer haben keine Zeit für höhere Bildung und weiss Gott noch weniger Musse für erfundene und erlogene Roman geschichten; jedenfalls nicht, solange man jung und kräftig beieinander ist. Aber in Arnolds Stube, im obersten Fach des grossen Glasschranks, auf dessen übrigen Regalen das bessere Geschirr zur Schau gestellt war, hatte sich im Laufe der hundert Jahre von drei Generationen doch eine winzige Bibliothek gebildet. Neben den Kirchengesangbüchern der Familie, einer erstaunlich dicken Bibel und einer frommen Schrift «Vom seligen Leben und vom seligen Tod» fand sich da eine Sammlung von etwa dreissig gelben Bürkli-Kalendern, von denen jeder genug Lektüre für ein Jahr zu bieten hatte. Pestalozzis «Lienhard und Gertrud» stand in einem vergilbten Band mit gelbem Schnitt schon hundert Jahre lang im Besitz der Familie. Hier sah man auch ein paar Indianer- und Kriminalgeschichten, die teils vom Vater Arnold, teils vom Sohne Otto als Zufallskauf erworben worden waren. Unter einigen ungebundenen Heften des Vereins zur Verbreitung guter Schriften entdeckte man auch das «Goldmachersdorf» von Zschokke und Gottfried Kellers «Fähnlein der sieben Aufrechten», das der Grossvater Weidmann seit seiner selbstgewollten Pensionierung schon dreimal gelesen hatte, weil er darin seine alte Schweiz noch vorfand, genau so wie er sie für richtig und aufrecht hielt. Aber die eindringlichste Lesearbeit des Grossvaters kam doch von jenem bereits erwähnten dicken Buche, mit dem er wohl bis zum Lebensende niemals fertig werden würde.

Er las es mit einer pedantischen Gründlichkeit, durchaus nicht so wie der Buchbinder Rüegg seine ihm so leicht hingewehrte Literatur schnell durchzuhudeln pflegte. Denn für den alten Weidmann bedeutete die Lesung eines richtigen Buches, wenn's nicht einfach die Zeitung war, eine ob ihrer Ungewohntheit beinahe gottesdienstliche Handlung, so dass er sich dabei im wollenen Lismer nicht

würdig genug fühlte, sondern wahrhaftig den schwarzen Sonntagsrock dazu anzog. Dann nahm er langsam die Brille aus dem Kartonfutteral, putzte sie mit bedeutendem Umschweif, wollte absolut nicht mehr gestört werden und hub gar feierlich zu lesen an. Das dicke Buch war eine Geschichte der Schweiz, geschrieben von einem Professor aus Zürich, dessen Name sich Weidmann nicht merkte. Denn hier sprach ja kein einzelner Mensch zu ihm; hier sprach schlechthin sein Land aus seiner Wahrheit. Und die Versenkung in Vergangenheit fand er viel schöner und gewichtiger als irgendeinen Vorstoss in die neue Zeit. Ja, er lebte im Alten. Den alten Bundesbrief von 1291 oder die Zürcher Verfassung des Bürgermeisters Brun, die auch ihr halbes Jahrtausend hinter sich hatte, fand Weidmann viel grundsätzlicher für sein Land und seinen Boden als alle heutigen Staatsverträge oder die internationalen Transaktionen der Grossbanken, die übrigens für seinen Kopf ganz unverständlich waren. Alt war dieser Kopf. Alt war das Land. Alt war das Haus. Alt war die Emma, seine Frau, und uralt war er eben selber — nicht nur den Enkeln gegenüber, sondern als Zeitgenosse einer für die Jungen bereits zur «Schweizer Geschichte» gewordenen Epoche.

«Ihr Kleinbürger sterbt aus», warf Otto einmal unbesonnen dem Alten ins Gesicht. «Es gibt nur noch Kapitalisten auf der einen und Lohnsklaven auf der anderen Seite.»

Da sagte der Grossvater entsetzt zur Grossmutter: «Er spricht schon wie ein roter Grütlianer. Sie wissen nicht mehr, was unsere Freiheit und Gleichheit heisst. Sie sind nicht mehr wie „eusereis“. Die reinsten Ausländer und Aussersihler!»

«Die Aussersihler sind auch Menschen!» wütete Otto, indem er die Leute im Fabriksquartier gegen den einfältigen Bürgerstolz verteidigte. «Genau so vornehm und so ordinär sind sie wie ihr in eurem stinkfeinen Hottingen.»

Es gab aber noch viel grössere Gegensätze in Europa als diejenigen zwischen Hottingen und

Aussersihl. Ein ganzer Weltkrieg stand zwischen Grossvätern und Enkeln. Ein Weltenuntergang für die Aeltesten. Ein Weltenaufgang für die Jüngsten.

Gewiss, die Schweiz hatte ihre Männer im Weltkrieg nur bis zur Grenze geschickt, um fremde Heere vom Durchzug abzuschrecken. Auch der Grossvater Weidmann hatte vor etlichen zwanzig Jahren als Landsturmkorporal am Rhein gestanden, zum Schutze der Neutralität, und die Gärtnerei für einige Zeit seiner rührigen Frau überlassen. Da leistete er seinen tätigen Wehrbeitrag gegen die europäischen Kriegsgewalten. Doch wenn auch die Kanonenkugeln die schöne Schweiz verschonten, so drangen ganz andere Dämonen über die Grenze: von fern her so gespenstisch anzusehen wie die apokalyptischen Reiter. Man hörte vom täglichen Tod, vom Hunger und vom Darben. Man sah Zerschossene aus allen Ländern, die in schweizerischen Spitälern ihre Wunden ausheilen durften, und hörte ihre Klagen und ihr Schimpfen an. Man hütete in bester Pflege Tausende von Gefangenen, die aber trotz der Wohltat guter Herzen fast starben vor Sehnsucht nach Mutter, Weib und Kind. Am traurigsten waren die Deutschen. Denn es stand schlechter um sie als um die andern. Und wenn sie dann nach langer Haft und Heimweh endlich zurückkehren durften und nun den Frieden in ihrem deutschen Lande wieder sehen wollten — ach, dann war's kein Friede, sondern neuer Streit von Mann zu Mann, von Bürger zu Bürger — mit Waffen des Wortes und des Verstandes, dessen klugen Tücken die meisten vom Schützengraben, Gefangenlager oder Krankenbett zermürbten Krieger nicht mehr gewachsen waren, so dass sie blindlings irgendeinem Schlagwort von links oder recht zum seelischen Opfer fielen. Da entstand ein neues, armes, tragisches Deutschland. Da hörte man von Revolutionären, die sich am Nationalen oder am Internationalen bis zum Wahn erhitzten und ihre Seele unnatürlich übersteigerten. Denn allzu viele hatten so entsetzlich viel verloren, dass sie nur noch im steten Umsturz des Bestehenden ein Ziel und einen Sinn für sich erhoffen wollten.

Wo war die Frau geblieben, die man liebte und zu der man nach dem Kriege heimkehren wollte? Sie war nur zu oft der unerträglichen Verlassenheit entflohen; sie hatte sich mit einem andern zurecht gefunden; sie war verloren für den Kriegsheimkehrer. Ehen, Verlobnisse, Familien waren zerbrochen. Man stellte seine Seele um. Man gab nichts mehr auf Treue. Man achtete den Menschenwert geringer. Man hatte Menschenleben im Krieg miss-

achten müssen. Und im faulen Nachkriegsfrieden verlor sich allzu häufig auch die Menschenwürde. Man verkam. Die Jüngeren merkten es kaum. Die Aelteren verloren Stolz und Eigenwert. Der Mensch wurde ersetzbar.

Es gab ja viel zu viele. Bei Verdun lagen sie zu Millionen, die überflüssig gewordenen Männer. Sehr überflüssig vor der Wohnungsnot, die keinen Raum mehr hatte für die, die nach dem Unterstand ein friedliches Dach suchten. Und auch der Weiber wurden viel zu viele. Man brauchte nicht mehr um sie zu werben. Sie stellten ihre Sitte um zur Mannersitte und warben selber mit allen Mitteln einer neuen eleganten Allerweltsmoral. Man wurde frei, sehr frei.

Es war nicht etwa Schweizer Freiheit. Aber die Schweiz bekam sie zu spüren. Es war ein wüster Sturm moralischer Entfesselung, die sie da drüben überm Rhein als Freiheit rühmten. Und nicht nur aus Deutschland wehte der neue Wind ins Vaterland. Die freie Sitte, die freie Liebe, die freie Unverantwortlichkeit vor jeglicher Tradition und Autorität flog auch von Russland und von Frankreich her ins Schweizerland, ins Schweizerhaus, ins Schweizerherz. Die Jugend hochte auf, bedachte peinlich ihre karge puritanische Erziehung in der Zwinglistadt und machte aus Europas Nöten sich eine neue schweizerische Tugend. Sitte und Freiheit wurden Gegensätze. Man lernte am neuen Europa. Keine Grenzbesetzung verhinderte die Invasion des jeder Regel feindlichen Libertiner Geistes. Französische Refraktäre, deutsche Literaten und russische Agenten brachten in unsere Städte die aus der Not geborene Anarchie des Ichs. Die jungen Eidgenossen hatten die Not nicht erlitten. Aber ihre Seele nannte die Anarchie der Not willkommen. Die fremde Jugend klagte an. Die Väter haben versagt! schrien die Jüngsten. Der Weltkrieg ist der Beweis ihrer Urschuld! Die Sitten der Alten haben die Jungen in die Massengräber getrieben! Nieder mit diesen Sitten! Die Väter standen ratlos. Und die vor lauter Regelordnung unzufriedenen jungen Schweizer nahmen die Rufe in ihr Ohr auf. Und ohne Kriegsnot pflückten sie die Früchte vom wilden Baum einer neuen Erkenntnis. Ohne Not und ohne Nötigung, mit volleren Taschen und ausgeleerten Herzen, genoss man die vom Elend der andern erschlossene Freiheit vom Guten und vom Bösen.

Solcher Ueberlegungen war der Gärtner Weidmann allerdings nicht fähig. Der alte dürre Pfarrer Hotz, bei dem er einmal über seine Enkel klagte,

hatte dergleichen wohl zu ihm gesprochen. Er zielte leider immer mehr ins Allgemeine als ins Besondere. «Ein geistiges Marignano» sei über uns gekommen, eiferte Hotz und vergass den Spezialfall Otto Weidmann völlig. Die Schweiz befinde sich auf einem Rückzug aus der Weltgeschichte, nach der Niederlage der Moral aufgehend in der Lustbarkeit eines draufloslebenden und nichts als Geld verdienenden Söldnertums. So klagte der Pfarrer und verlor sich an den Hauptstellen seiner Jeremiade bis zu schriftdeutschen Formulierungen, als wäre er mitten in der Predigt. Aber trotz Weidmanns eigener Geschichtslektüre in seinem dicken Buch verstand er die historischen Vergleiche nicht. Nur das Wort von der «Niederlage» nahm er auf. Die sonstigen Begründungen waren ihm nur für vergangene Katastrophen interessant. Das andere war für die Studierenden, für den Kopf. Das Herz litt ja nicht an den Ursachen, sondern an den faktischen Wirkungen. Die Wirkungen erhielten Seele und Leib und Namen in Otto und Gertrud. Davon nahm der vielredende Hotz keine Notiz.

Das Allgemeine am Kulturverfall sah Weidmann ohne die Wegweisung des Pfarrers. Die Schweizer Mädchen malten mit Lippenstiften ihren Mund, um die Männer zu locken, und die älteren Weiber machten sich künstlich jung, indem sie ihre Backen mit einem eleganteren Rot überfärbten. So etwas hatte man zu seiner Zeit nur bei reichen Fremden oder bei Hurenmädchen gesehen. Nicht einmal eine Kellnerin hätte sich vor dem Krieg geschminkt. Wenn Weidmann gelegentlich in der «Saison» am Alpenquai spazierte, um sich den internationalen Fremdenstrom ein bisschen zu betrachten, dann wunderte er sich, dass die Ausländer fast alle so gut schweizerdeutsch zu reden wussten, bis es ihm aufging, dass diese Fremden ja fast alles verkleidete Schweizer waren. «Das isch nümme d'Schwiz», seufzte der Alte im Anblick der ihm unverständlichen Eleganz. «Das isch nüt für eusereis», brummte er vergeblich.

Gerti konnte das «eusereis» gar nicht mehr hören. «Eusereis» — das war die Verharrung in der Enge und der Kleinheit. Der Grossvater aber war gerade stolz auf seine Simplizität. In «Eusereis» klang seine Ueberheblichkeit als Urbürger des Landes so stolz wie die Devise auf einem Adelschild. Beim Worte «eusereis» wachte sein träumendes Auge auf und die Stirne faltete sich zu einem gelinden Hochmut, der alles, was nicht eidgenössisch war, in seinem Sinn als minderwertig abtat. Was «sich gehörte für die Schweiz», das

wusste nur noch «eusereis». Die Jungen begriffen die Landesseele höchstens noch politisch. Aber der schweizerische Anstand war dahin. Weidmanns Gärtnerbursche ging jede Nacht in die Wohnung seiner Braut und schlief mit ihr, obgleich die Alten dazu brummen. Bei Vuillemins drüben, deren Haus hundert Meter weiter von ihrer Kartonagefabrik am Zeltweg stand, wurde oft bis in die tiefe Nacht gebechert und getanzt, als ob ihr Haus eine Wirtschaft wäre. Aber dem neuen Ton und Willen der Jugend durfte man sich nicht widersetzen. Wer es tat, der verlor unweigerlich seine Kinder.

Er selber, der alte Weidmann, erkannte es in grosser Angst. Er zitterte um den Zusammenhang der Seinen. Die Familie war der letzte Hort für seinen Glauben an ein gutes Prinzip, das doch der liebe Gott nach so viel Krieg verantworten musste. «Wir sehen in der Schweiz schon aus wie die Pariser oder Amerikaner. Die Jungen legen alles an die Kleider und leben fürs Vergnügen, als ob ein anständiger Mensch nur zum Vergnügen lebte, statt für seine Pflicht! Jeden Abend müssen sie ins Kino, ins Café, zum Sportplatz oder auf den Tanz. Die Familie sieht man gar nicht mehr beisammen. Wir Alten haben nicht mehr mitzureden. Das isch nümme d'Schwiz. Das ist wie z'Dütschland oder z'Amerika.» Wenn er auch weder das Reich des Nachkriegs noch die Amerikaner kannte, so empfand Gottlieb Weidmann ganz genau das Fremde, das Prunkende und Ungebärdige, das seiner alten Anschauung vom schweizerischen Wesen widersprach. Die Republik war für ihn undenkbar ohne die Einfachheit. In Weidmanns Schweiz darf man keinem den Millionär oder den Stadtpräsidenten am Aeusseren ansehen. Ein Bundesrat hat nicht viel anders auszusehen als ein Lokomotivführer im Sonntagsanzug. Jeder Schein ist windig vor dem Sein. Jede Eleganz ist verdächtig im Volk der Hirten, wie die wippenden Pfauenfedern auf den Ritterhelmen der Oesterreicher vor Sem-pach. So war's noch bis zum Jahrhundertende. Da trugen die Millionäre noch Grossvater Weidmanns Ablegekragen und fuhren sogar dritte Klasse, wenn's nicht überfüllt war. Des alten Weidmann wohlverdientes demokratisches Eigenlob gipfelte immer noch in den oft gebrauchten, doch immer mehr von Unzuständigen missbrauchten Worten: Solid und währschaft — einfach und hablich — reell und urchig — gradaus und schweizerisch. Das unterschied uns vom eleganten und morbiden Europa. Das war für «eusereis» das gültige Vokabular des Selbstbewusstseins und der Ehre.

Der Vater zwischen alt und jung

Früher, bevor die Marie starb, hatte Gottlieb Weidmann hin und wieder auch mit seinem Sohne Arnold über den Verfall der Zeit gesprochen. Der Lokomotivführer nahm ihn nicht mehr ganz ernst. Sein Vater war halt doch ein Greis geworden, der sich darüber furchtbar aufregte, wenn die Enkel über das alte Wort «Hürebeiss» sich totlachen wollten, womit die Alten die erste Frucht der Obst- und Beerenernte noch bezeichneten; oder wenn Gerti einmal «stricken» anstatt «lisme» sagte. Nach Arnolds Ansicht hatte das Vaterland denn doch ganz andere Sorgen und Möglichkeiten für die nötige Aufregung. Er stand gross und breit vor dem nur mittelgrossen und trotz seiner Gärtnerarbeit schwächling gebliebenen Vater; lächelte gutmütig über seine allgemeinen Beschwerden und gab ihm eifrig recht beim Schimpfen auf die Kinder und ihre neuen Faxereien und den Verfall der Sitten. Aber seit seine Marie tot war, schüttelte er zu des Alten Klagen oft den Kopf. So ohne Frau war es auch für ihn ganz anders geworden im Leben; nicht nur zu Hause in seinen zwei Parterrezimmern, sondern in der ganzen Schweiz und in der ganzen Welt.

Er fühlte sich unsicher in seiner sittlichen Bestimmung, wie seine ganze Generation, die während des Weltkriegs in den Dreissig stand, und nach dem faulen Frieden und den langen Nachkriegsjahren weder mehr zu den Alten noch gar zu den allzu flüggen Jungen gehörte. Eine von der Entwicklung übersprungene — eine ratlose Generation. Arnold war noch nicht alt; er war auch nicht mehr jung. So tadelte er die Kinder nach einer Moral, als ob er selber auch ein Grossvater wäre. Jedoch dem wirklichen Grossvater gegenüber fühlte er sich als ein sehr abtrünniger Sohn, der aber auf jede nutzlose Auseinandersetzung von vornherein verzichtete und den Alten mit allgemeinen Redensarten beschwichtigte: die einzelnen Menschen seien ja viel weniger an all dem Schuld als die Erwerbsverhältnisse, die verfluchte Frauenarbeit, die Technik und der Sport, und überhaupt die neue sogenannte Geistesfreiheit. Alle fühlten sich selbständig schon vom Kinderwagen an. Da gäbe es halt keine Vorschriften fürs Leben mehr. Wie solle man da noch die Kinder erziehen, wenn man selbst nicht wisse, was recht und richtig sei in diesem Schnelligkeitsrekord, der alle paar Mo-

nate die Existenzbedingungen verändere. Man wisse nicht mehr, was man sich und andern schuldig sei. Die Leute müssten Schritt halten mit der Maschine. Die Ueberproduktion zwinge sie geradezu zum Geldausgeben. Weil's viele täten, so machten's schliesslich alle. Das Tempo reisse uns alle mit wie ein Sturm, wenn man sich nicht in einem Steinernen Winkel hinter Deckung flüchte. «Ich bin ja auch dabei, beim Tempo, auch wenn's mir gar nicht immer richtig scheint. Wir fahren auf allen Strecken zu schnell und gewinnen doch keine Zeit; nicht nur auf der Lokomotive. Je schneller es geht, desto weniger haben wir davon. Die Menschen hetzen uns aber weiter. Die Handarbeit ist viel zu langsam. Der Handarbeiter geht kaputt. Heute macht alles der Kopf. Die Hände werden dumm. Früher hatten Arme und Beine noch ihre eigene Intelligenz. Heute drückt man mit einem Finger auf einen elektrischen Knopf, und schon leistet die Maschine eine Arbeit von zwölf Herkulesen. Und so einen Finger hat schliesslich jeder Löli.»

Arnold lässt sich bei dieser Erkenntnis krachend auf einen Stuhl fallen. Aber er wird nicht wehmütig dabei. Er streicht sich seinen blonden Schnauzbart nach rechts und nach links. Er fühlt sich noch jung und stark genug fürs Neue. Er erinnert an den Onkel Heiri Weidmann selig, der seine Massschuhwerkstatt schon vor dem Kriege aufgegeben hatte und sich noch auf seine alten Tage als «Fabrikler» an die Maschine stellen liess. «Wir werden alle noch Fabrikler. Mit der Selbständigkeit des kleinen Mannes ist es auf ewig vorbei.» Der Grossvater sehe es ja an seiner eigenen Gärtnerei. Der Kleinbetrieb habe sich schon lange nicht mehr gelohnt, darum habe sie der Alte schliesslich ja vorzeitig vor acht Jahren aufgegeben. Und es sei noch ein Glück, dass der junge Hämig so ein dummer Kerl sei, weil er mit seinem Erbschaftsgeld — statt sich an irgendeiner grossen Handelsgärtnerei vor der Stadt zu beteiligen — die Weidmannschen Gemüsebeete erworben habe, um dabei sein ganzes Leben lang ein armer Teufel zu bleiben und mit dem alten Gaul vom Koller seinen Spinat zum Markt zu fahren und selber Gras zu fressen. «Heute siehst du es selber ein, Vater, warum ich seinerzeit zur Eisenbahn wollte — gegen deinen Willen — und jetzt nicht zwischen deinen Bohnenstangen versauern muss.»

(Fortsetzung folgt)